KULTUR

Kultur in Kürze: Oper in Luzern, eine Sprach-Ausstellung in Berlin und die neue CD von Stahlberger. 42

Kurzopern: Das Opernhaus Zürich präsentierte von einer Jury ausgewählte Werke junger Komponisten. 43

Leben: Neukaledonien bietet stille Strände und eine reiche Pflanzen- und Tierwelt. 52

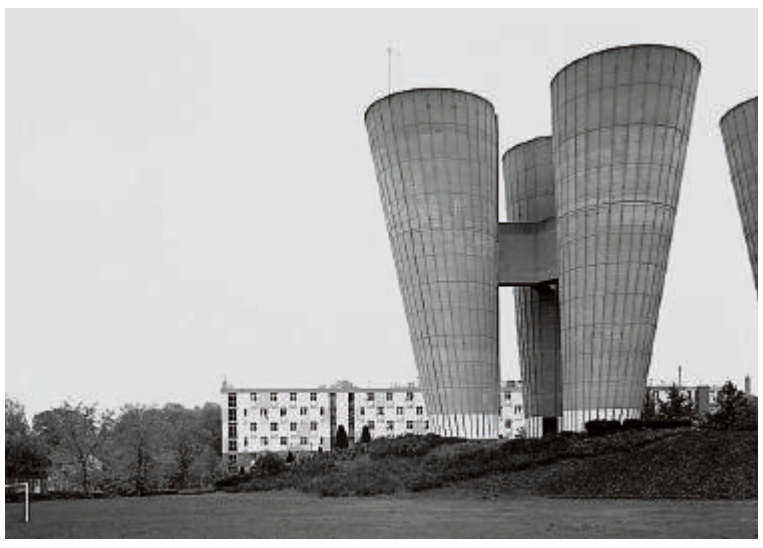
Die Fotografie nimmt Abschied von alten Gewissheiten

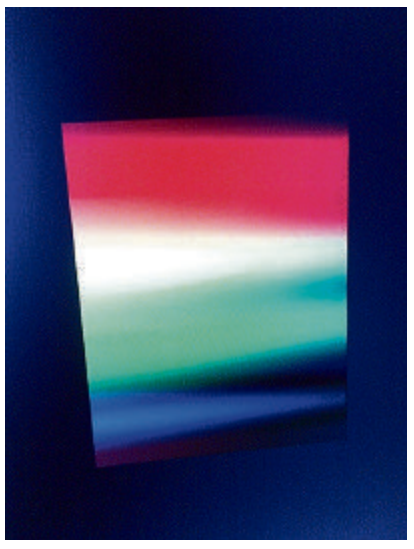
«Plat(t)form»: Im Fotomuseum Winterthur präsentierten sich die talentiertesten Jungfotografen aus ganz Europa. Das Spektrum reichte vom Dokumentarismus bis zur digitalen Wirklichkeit.

Von **Martin Jäggi, Winterthur**

BILDER PD

Taiyo Onorato und Nico Krebs (Schweiz) zeigen ein Amerika, das immer «on the road» ist. Johan Willner (Schweden) stellt seine Kindheit nach.





Philipp Schaerer, Lukas Hoffmann, Thomas Julier (von links, alle Schweiz): Zwischen Dokumentation und Gestaltung der Realität.

Zum dritten Mal fand dieses Wochenende im Fotomuseum Winterthur die «Plat(t)form» statt, an der junge Fotografen aus ganz Europa ihre Bilder präsentierten. Ein Gremium von Kuratoren, Kritikern und Dozenten nominierte 130 Fotografen, von denen schliesslich 42 nach Winterthur eingeladen wurden. Je sechs Fotografen zeigten während jeweils zwei Stunden auf Tischen eine Auswahl ihrer Werke und stellten sich in einer angeregten und entspannten Atmosphäre den Fragen des Publikums und der sechsköpfigen Jury. Diese hob am Sonntagabend sieben Künstler gesondert hervor. Die Auswahl des Gezeigten deckte das ganze Spektrum der Fotografie ab: von der herkömmlichen Dokumentarfotografie über kühl distanzierte Sachfotografie bis hin zu überdreht surrealen Inszenierungen.

Besonders interessant zu beobachten war, wie die jungen Fotografen sich mit der wandelnden Funktion ihres Mediums auseinandersetzen. Lange war die Fotografie ein bevorzugtes Instrument zur Vergewisserung und Festschreibung der «Wirklichkeit», ein Fenster zur Welt, dem die Betrachter meist treuherzig Glauben schenkten. Heute, im Zeitalter digitaler Bildschöpfung und einer visuell ausgerichteten Kultur, in der jeder über die Manipulationsmacht von Bildern Bescheid weiss, hat die Fotografie als Hüterin der Wirklichkeit ausgedient – und muss sich eine neue Rolle suchen. Das ist nicht ganz neu, in Winterthur aber besonders deutlich sichtbar.

Bilder mit doppeltem Boden

Augenscheinlich wurde dies bei verschiedenen Arbeiten, in denen die Fotografie zur Schöpfung von doppelbödigen Bildern in der Schwebe zwischen Realität und Fiktion eingesetzt wird. «The Great Unreal» heisst denn auch das Buchprojekt der Schweizer Taiyo Onorato und Nico Krebs, einer Arbeit über Amerika, das mythische Leben «on the road» und die damit verbundene Ikonografie, die sie lustvoll spielerisch, oft mit installativen Mitteln dekonstruieren und auf den Kopf stellen. Der Franzose Adrien Missika zeigte Sciencefiction-hafte Landschaftsansichten, bei denen sich kaum feststellen liess, ob es sich um Ansichten von Modellen und Dioramen oder um echte Landschaften handelt. Herausragend eigenständig wirkten die Arbeiten des Schweizers Thomas Julier, dessen kühn reduzierte, präzis komponierte Bilder zwischen Abstraktion, Darstellung und Illusion oszillieren und mit entschiedener Sicherheit die zweidimensionale Bildhaftigkeit der Fotografie ausloten. Diese Arbeiten, die selbstsicher den illusionistischen Aspekt der Fotografie unterstreichen, machten es den Dokumentarfotografen entsprechend schwerer, sich zu behaupten. Unsäglich banal wirkten im Vergleich die Fotografien der Britin Olivia Arthur von schleierlosen Frauen im Iran: technisch perfekt, aber einfallslos – ein Fotojournalismus, dessen unreflektierte Naivität kaum noch glaubwürdig scheint.

Einen differenzierten, durchdachten dokumentarischen Ansatz bot hingegen die Holländerin Wytske van Keulen. In einem brevierartigen Buch nähert sie sich der Lebenswelt eines ehemaligen Zahnarzts, der in die spanischen Berge zog, um sich dort der Wahrheitssuche zu widmen. Landschaftsansichten wechseln sich ab mit Detailaufnahmen aus der Wohnung des Einsiedlers, dazwischengestreut grobkörnige Ausschnitte von Fotografien aus der bürgerlichen Vergangenheit des Mannes. Ebenso dicht wie diskret, lässt sich das Buch zugleich als dokumentarische Spurensuche wie auch als Bildessay über die Lesbarkeit von Weltoberflächen betrachten. Der Schweizer Lukas Hoffmann erkundet mit verhaltenem Lyrismus die Pariser Vorstädte: Bilder von menschenleeren Unorten, deren Banalität im Blick des fotografierenden Flaneurs eine eigene Schönheit annimmt, ein subjektiver Dokumentarismus, der durch seine suchende Zurückhaltung herausticht.

Abstrakte Architekturen

Am anderen Ende des Spektrums fanden sich Arbeiten, die die digitalen Grenzbereiche der Fotografie erkunden. Die Französin Perrine Gamot verband Screenshots und Internetbilder zu einem Buch, welches das Leben in den virtuellen Räumen des Computeralltags nachzeichnet und eine fotografische Annäherung an diese Wirklichkeiten zweiter Natur sucht. Der Schweizer Philipp Schaerer setzt Renderingprogramme ein, um imaginäre, fast schon abstrakte Architekturen zu entwerfen, künstliche Paradiese, in denen das Bildschöpfungspotenzial der Computertechnologie ausgereizt wird. Gerade die Breite des Spektrums der gezeigten Arbeiten an der «Plat(t)form» machte deutlich, dass sich die Fotografie in einer spannungsreichen Phase des Abschieds von Gewissheiten und der Neubestimmung befindet, die noch für einige Überraschungen gut sein wird.

Marcel Proust spielte gern im Casino und zockte an der Börse

Die Proust-Biografie von Jean-Yves Tadié umfasst weit über 1000 Seiten. Jetzt wissen wir alles über den genialen Autor. Das heisst nicht unbedingt, dass wir alles begreifen.

Von **Martin Ebel**

Marcel Proust las zwar gerne Biografien, aber im Grunde lehnte er sie ab. Nach einer berühmten, viel zitierten Aussage von ihm hat das schöpferische Ich, das uns Lesern neue Welten aufschliesst, wenig bis nichts zu tun mit dem Alltags-Ich des Autors, das uns ähnlich, vielleicht gar unsympathisch ist. Ernst Jandl hat diese Diskrepanz in dem Gedichtzyklus «Der gewöhnliche Rilke» schön auf die Zeile gebracht: «Rilke / atmete / pausenlos».

Ein Biograf, der seine Sache ernst nimmt, muss diese Kluft überspringen wollen; nicht nur zeigen, wie der Dichter lebte, sondern wie aus diesem Leben die Kunst entstand. Auch Proust-Experte Jean-Yves Tadié (er hat die massgebende vierbändige Ausgabe in der Edition de la Pléiade verantwortet) macht da keine Ausnahme; seine monumentale Biografie erzählt nicht nur, auf welche Empfänge der Autor abends ging und wen er da traf, sondern auch, welche Figuren und Szenen im Riesenroman «A la recherche du temps perdu» daraus wurden.

Das ist in vielen Fällen nicht neu, geschieht aber hier viel ausführlicher und detaillierter als bisher. Nach Tadié ist «kein einziges Faktum ohne Bedeutung, und es gibt kaum Fakten, die nicht in das Werk einfliessen». Aus seiner Erkenntnis, dass Proust alles aus seinem Leben verwertet habe, zieht Tadié allerdings den Schluss, dieses alles auch zeigen und benennen zu müssen. Das macht seine Biografie zwar umfangreich und erschöpfend, aber nicht unbedingt zur leichten Lektüre. Der ideale Leser ist für Tadié der Proust-Kenner, dem sämtliche Gestalten und Geschehnisse der «Recherche» geläufig sind und der sich etwa an dem Faktum begeistern kann, dass der Schildpattkamm Gilbertes im wirklichen Leben der Schauspielerin Réjane gehörte. Oder an der Frage, von welcher Köchin das Rezept zu «Bœuf mode» stammt. Oder wo welche reale Tapete in der Fiktion auftaucht.

Manchmal ist das tatsächlich faszinierend. Die japanischen Papierkügelchen, die sich in Flüssigkeit öffnen und Vögel, Blumen oder Häuser darstellen – eine der schönsten Metaphern in der berühmten «Madeleine»-Stelle –, bekam er 1899 von Marie Nordlinger geschenkt (die ihm bei seinen Ruskin-Übersetzungen half; Proust konnte kaum Englisch). Als er die Passage 1911 dann ausarbeitete, beauftragte er seinen Freund René Gimpel, nachzuforschen, welche Formen diese Kügelchen überhaupt annehmen könnten. Proust recherchierte wie ein Journalist, auch im fortgeschrittenen Stadium eines Werks, das sich doch so weit über die Realität erhebt!

Die Liebe zu einem Schweizer Kellner

Aber auch der sehr geneigte Proustianer ermüdet leicht bei der Aufzählung all der Freunde, Bekannten und möglichen Liebhaber, von denen nichts geblieben ist als ihre Präsenz in Prousts Biografie – und, transponiert, fragmentiert und bis zur Unkenntlichkeit umgeschmolzen, die Präsenz im Werk. So war die letzte (unglückliche) Liebe des Autors ein Schweizer, Henri Rochat, Kellner im Ritz und ein rechter Nichtsnutz; Proust brachte ihn bei sich in der Wohnung unter, stattet ihn fürstlich aus und ertrug ihn auch noch, als er ihm lästig wurde. Von diesem Rochat, sagt Tadié, habe Albertine, die zentrale Figur der letzten Teile der «Recherche», erheblich mehr Züge als von dem sonst immer genannten Alfred Agostinelli, Prousts Chauffeur, der 1914 mit dem Flugzeug abstürzte.

Insgesamt fehlt es Tadié am beherzten Zugriff, der gliedert und ordnet, zwischen wichtig und unwichtig, Vorder- und Hinterbühne unterscheidet. So muss der Leser (wie der Rezensent) seine Akzente selbst setzen. Zum Beispiel auf die finanzielle Seite der proustschen Existenz, von der eher wenig bekannt war. «Gearbeitet» im bürgerlichen Sinn hat der Sohn eines reichen Arztes nie; von den Eltern erbte er so viel, dass er von den Zinsen ein Jahreseinkommen von 225 000 Franken (nach heutiger Kaufkraft) beziehen konnte.

Aber er war verschwenderisch; den Jungen, für die er gerade schwärmte, machte er teure Geschenke, seinen Dienstboten zahlte er doppeltes Gehalt, ausserdem liebte er das Spielcasino und die Börse. Ja, Proust war ein Aktienspekulant, und ein glückloser. Er kaufte in der Hausse und verkaufte in der Baisse, er vertraute obskuren «Tipps» und nahm sogar Kredite auf, um «todsichere» Papiere zu kaufen. Seine Finanzberater hatten ihre liebe Not mit seinen Anweisungen: (Der Börsenmakler) «David Léon und seine Gehilfen erhielten vier oder fünf Seiten im Proust-Stil. Man wusste nicht mehr, ob er sein Konto beibehalten oder auflösen wollte.» Ab 1913 musste Proust sein Kapital angreifen, dann kam noch der Krieg, der weitere Werte vernichtete.

Das Leben als Vorstufe zum Werk

Sehr diskret ist der Biograf übrigens, was das Liebesleben des homosexuellen Autors angeht. Zum einen fehlen meist die Belege, dass «etwas passiert» sei, zum anderen will Tadié nicht spekulieren. Dennoch erfahren wir von zahlreichen Kellnern und Liftboys, Schulkameraden und jungen Aristokraten, mit denen er sich mehr oder weniger eingelassen hat. Und ein Stereotyp wird in diesem Buch ebenfalls ausgeräumt: Der schwere Asthmatiker Proust hat keinesfalls seine reifen Jahre ausschliesslich in seinem Korkzimmer verbracht; er ging vielmehr oft aus, ins Restaurant, Café, in die Oper und sogar in die Music-Hall. Er lebte gern, auch wenn er das Leben zusehends als Vorstufe zum Werk begriff.

Jean-Yves Tadié: Marcel Proust. Biografie. Aus dem Französischen von Max Looser. Suhrkamp 2008. 1267 S., ca. 110 Fr.